

Über Jutesäckchen und das Zusammennähen des Ichs

Agnieszka Joniak-Lüthi ist ordentliche Professorin in der Einheit für Sozialanthropologie an der Universität Fribourg. Seit 25 Jahren forscht sie in und über China. In *dichter Beschreibung* erzählt sie uns von ihren Felderfahrungen als junge Studentin, ihrem ersten *cultural shock* und wie sie gelernt hat, damit umzugehen. In der schriftlichen Version beschreibt Agnieszka Joniak-Lüthi Erinnerungen vom Geben und Nehmen. Sie berichtet über ihre Sorge um ihre verschwundenen uigurischen Mitarbeitenden und die damit verbundenen ethischen Fragen. Im letzten Teil spricht sie über die besonderen Methoden und das differenzierte Wissen in der Sozialanthropologie.

Ein Podcast von Tonia Schilling

Der Podcast ist Teil der Podcast-Serie «Anthropologie im Podcast». Entstanden an der Universität Fribourg, 2021, im Seminar «The Now In Sound» von Dr. Thomas Burkhalter. Höre diesen und alle anderen Podcasts hier ::

<https://www.unifr.ch/anthropos/de/studium/anthropologie-im-podcast.html>

Ausführliches Interview

TS

Kannst du dich mit ein paar Worten vorstellen.

AGNIESZKA JONIAK-LÜTHI

Ich heiße Agnieszka Joniak-Lüthi und bin Professorin für Sozialanthropologie in der Einheit für Sozialanthropologie an der Universität Fribourg. Seit zwanzig Jahren forsche ich zu China. Seit sich die politische Situation in China in den letzten zwei, drei Jahren deutlich verschärft hat, habe ich mein Forschungsgebiet nach Kirgistan verlegt. Ich war an verschiedenen Universitäten in der Forschung und in der Lehre tätig, an den Universitäten Zürich, St. Gallen, Bern und München, sowie auch in Poznan in Polen, woher ich komme. Im Moment leite ich ein Forschungsteam an der Uni Fribourg, das sich der sozialwissenschaftlichen Erforschung der Infrastruktur widmet. Wir verstehen Infrastruktur als etwas sehr Soziales und beschäftigen uns mit der Erforschung der Strassen, die im Rahmen der chinesischen Belt and Road Initiative in China und in den umliegenden Ländern gebaut werden. Ich leite auch die Open Access Zeitschrift «Roadsides», die ich vor zwei Jahren ins Leben gerufen habe. Das ist mein zweites Forschungsinteresse. Ich engagiere mich in diesem Bereich, weil es für mich wichtig ist, dass die Artikel, die wir publizieren und das Wissen, das wir generieren, öffentlich zugänglich sind und nicht nur gegen hohe Verlagsgebühren.

TS

Was waren einerseits deine Beweggründe für die Wahl der Sozialanthropologie und dann andererseits deine ersten Erfahrungen mit dem Fach?



AGNIESZKA JONIAK-LÜTHI

Ich habe Chinastudien studiert bzw. Sinologie, wie das Fach auf Deutsch auch heisst. Aber schon während dem Studium habe ich gemerkt, dass mir die Methoden fehlen. Ich habe mich schon immer für die Feldforschung interessiert und mich dann entschieden, ein zweites Fach zu studieren, nämlich Ethnologie. So bin ich mit der Sozialanthropologie in Berührung gekommen. Und ja, weil ich nicht die schlechteste Studentin war (*lacht*), wurde mir von der Leitung unseres Instituts angeboten, als Studentendelegierte an einer Forschungsreise nach Südwestchina teilzunehmen, zusammen mit drei Forschenden aus unserem Institut.

Nach dem zweiten Jahr meines Studiums bin ich zum ersten Mal nach China gegangen, zusammen mit drei Forschenden. Das war vor 25 Jahren, 1996. Wir sind in die südliche Provinz Yunnan gegangen, um dort eine linguistische Forschung durchzuführen. Das war also meine erste Erfahrung mit China, in der schönen Provinz Yunnan. Ja, es war eine echte Erfahrung für mich, nicht nur weil ich den Forschenden bei der Arbeit zuschauen konnte, sondern auch [deshalb], weil vor 25 Jahren China echt anders aussah als heute und sehr anders als Polen damals. Da gab es keine Gemeinsamkeiten! (*lacht*) [Während dieser Forschungsreise] habe ich zum ersten Mal meinen cultural shock erlebt, und zwar so richtig. Es hat mich völlig durcheinandergebracht. Aber diese Forschungserfahrung war auch sehr befreiend. Ich war eigentlich eine schüchterne Frau und China hat mir die Zuversicht gegeben, dass ich doch überall irgendwie durchkomme, dass ich die Fähigkeit habe, mich überall durchzuschlagen. Und weil ich eben chinesisch sprach nach diesen zwei Jahren Chinastudium in Polen, war es auch eine Entdeckung für mich, dass man durch die Sprache mit so verschiedenen Menschen und anderen Kulturen in Kontakt treten kann, und auch eine Beziehung zu ihnen entwickeln [kann]. Da hat sich für mich eine neue Welt aufgemacht.

TS

Gab es da besondere Erlebnisse oder ein Schlüsselerlebnis zu diesem *cultural shock*?

AGNIESZKA JONIAK-LÜTHI

Ja, ich weiss es bis heute, mein grösster Schock. Wir waren immer mit dem Bus unterwegs, dann sind wir irgendwo ausgestiegen und so wie überall in Asien waren dann in China die Busse mit Gepäck auf dem Dach beladen. Und auf dem Dach, das hatte ich schon am Morgen, als wir in den Bus eingestiegen sind, gemerkt, gab es sehr viele kleine Päckchen, kleine Jutesäckchen. Es gab sehr viele von diesen Säckchen auf dem Dach, vielleicht zwanzig oder fünfundzwanzig. Dann sind wir angekommen am Nachmittag, irgendwo, und diese Säckchen wurden von oben, also aus der Höhe [von] drei oder vier Metern auf den Boden heruntergeworfen und wir haben zugeschaut. Unsere Rucksäcke waren auch dort oben. Dann plötzlich habe ich bemerkt, dass sich die Säckchen bewegen. Ein paar Säckchen haben sich geöffnet, oder sie waren nicht sehr gut zugeschnürt, und aus diesen Säckchen [haben] Hunde herausgeschaut... Mit gebrochenen Beinen natürlich, weil sie von weit oben heruntergeworfen wurden. (Seufz) Ich weiss nicht, was sie vorher schon erlebt haben. Und ich habe es wirklich nicht ausgehalten. Da musste ich heulen, ich musste mich übergeben, es war wirklich zu viel. Das war der grösste Schock. Es hat mich zutiefst bewegt, wie man mit den Tieren umgeht.



Aber es gab natürlich auch sehr schöne Erlebnisse. Ich weiss noch, wie wir an einer Nazi Hochzeit teilgenommen haben, so wie man es halt macht, wenn man im Sommer durch ein Dorf spaziert. Im Sommer gibt es immer sehr viele Hochzeitsfeste und da wird man fast automatisch eingeladen. Wir waren an so einem Hochzeitsfest und haben gegessen, getanzt und geschwätzt. Dann hat eine Nazi-Frau gesungen und nachher hat sie mich gebeten auch zu singen. Das habe ich dann auch getan, warum nicht! Ich habe natürlich einen grossen Applaus bekommen! Es war eine wichtige Erfahrung, weil ich gemerkt habe, dass wir von dieser Situation profitierten, wir lernten etwas dabei, durch die Teilnahme und durch die Gespräche, die wir geführt haben. Aber für die Menschen dort war es auch ein angenehmes Erlebnis, mit uns an diesem Nachmittag zusammen zu sein. Ich habe es als eine sehr schöne Erfahrung im Geben und Nehmen erlebt. Wir haben etwas bekommen: Wissen, Erfahrungen, schöne Erlebnisse. Aber wir konnten auch etwas beitragen zu diesem Fest, so dass das Fest vielleicht noch schöner und noch etwas spezieller war, als es sonst gewesen wäre.

TS

Wie ging es dann weiter, gewöhnt man sich nach einer gewissen Zeit an die Dinge?

AGNIESZKA JONIAK-LÜTHI

An den Umgang mit den Tieren habe ich mich nie richtig gewöhnen können, aber ich habe es akzeptiert. Ich weiss, dass ich es nicht ändern kann. Es ist aber vielleicht doch zu viel gesagt, dass ich es *akzeptiert* habe. Ich kann es verstehen als Anthropologin, aber als Person finde ich es immer noch schrecklich. Ich werde es als Person nie akzeptieren. Man gewöhnt sich an viele Sachen, teilweise – aber eben, ich habe immer versucht zu unterscheiden zwischen mir als Person und dem anthropologischen Auge. Ich als Person muss nicht alles akzeptieren und ich muss nicht alles gut finden. Ich muss nicht allem zustimmen. Ich finde es wichtig, dass wir uns in der Forschung nicht verlieren.

Nach einem halben Jahr in Chengdu, in der Stadt, wo ich [1997-1999] studiert habe – ich habe dort studiert und bin dann natürlich sehr viel herumgereist und habe mich besonders für die Regionen der ethnischen Minderheiten interessiert. Ich war sehr oft dort unterwegs, [und nach diesem halben Jahr] habe ich gemerkt, wie meine Persönlichkeit auseinanderfällt. Ich habe mich einfach an alles gewöhnt und alles akzeptiert. Das ist wahrscheinlich so ein Mechanismus, den man entwickelt, um nicht immer verletzt zu werden oder nicht immer geschockt zu sein. Da habe ich aber gemerkt, dass es mir nicht wohl damit ist und ich habe eine «Arbeit» leisten müssen, um mich wieder zu sammeln als Person. Ich habe mir ... überlegt, sehr bewusst: will ich diese Sachen akzeptieren, will ich mich daran gewöhnen, bin das wirklich 'ich'? Und ich habe mich entschieden: nein, das bin nicht ich, ich bin anders. Ich habe es als einen Prozess erlebt, wie mein 'ich' zuerst auseinandergefallen ist und ich es dann sehr bewusst wieder zusammennähen und mich sozusagen neu erfinden musste mit dem Wissen, das ich über dieses halbe Jahr gesammelt hatte. Deshalb unterscheide ich heute sehr klar zwischen mir als Person, meinen ethischen Werten, meinen moralischen Überzeugungen und meinen Meinungen, und [dem], was ich als Anthropologin erforsche. So geht es eigentlich sehr gut und sehr angenehm (*lacht*). Ich probiere einfach diese Grenze zu behalten.

TS

Wie lange hat dieser Prozess gedauert?



AGNIESZKA JONIAK-LÜTHI

Das hat sich eigentlich alles im ersten Jahr meines Studiums abgespielt. Nach dem ersten Jahr bin ich dann kurz nach Hause, für einen Monat oder so. Das hat auch geholfen, den Prozess abzuschliessen, fast. Als ich für das zweite Jahr meines Studiums nach China gegangen bin, gab es keine solche Probleme mehr. Mein Kopf war dann schon viel klarer. Mir war klar, dass ich mich abgrenzen muss, um mich zu schützen. Es war also ein Prozess von einem Jahr. Ich weiss nicht, ob das schnell ist oder nicht. Ich denke, viele Leute machen ähnliche Erfahrungen, und ich denke, es dauert immer eine gewisse Zeit – ich kann mir vorstellen, dass es manchmal auch ein paar Jahre dauern kann, bis man sich wieder findet. Wenn man zum ersten Mal über längere Zeit irgendwo ist, dann taucht man ein und will alles erleben und aufnehmen. Alles ist so neu und spannend. Und ja, es braucht bei manchen Personen länger, bei manchen geht es schneller und manche Leute wollen diesen Prozess gar nicht durchmachen, oder es ist angenehm für sie, in diesem Zustand von Auflösung – ich weiss nicht, wie man diesen Zustand nennen könnte – zu bleiben. Sie nehmen die Perspektive der Menschen oder der Kultur, in der sie forschen, auf, das kann auch passieren. Man nennt das *going native*. Es gibt da ganz verschiedene Typen. Für mich war das nichts, *going native* ist nichts für mich. Ich war als Persönlichkeit zu stark oder, keine Ahnung, zu intakt. Es hängt vielleicht auch davon ab, wo man forscht. China – da war es unmöglich für mich. Die Werte waren zu unterschiedlich zu meinen Werten, als dass ich sie hätte aufnehmen und als meine betrachten können.

TS

Hast du diesen Prozess alleine gemacht oder hast du dabei Unterstützung gehabt?

AGNIESZKA JONIAK-LÜTHI

Ich hatte gute Freunde, 1997 waren wir eine tolle Gruppe von ausländischen Studierenden und ich hatte wirklich tolle Freundinnen und Freunde unter ihnen. Ich habe damals auch meinen Mann kennengelernt. Wir haben in diesem Freundeskreis sehr viel zusammen unternommen – mit meinem jetzigen Mann, damals mein Kollege, mit meiner Freundin aus Belgien und einem Freund aus Polen. Wir waren oft in der Gruppe unterwegs und haben Schönes zusammen erlebt (*lacht*). Wir sind sehr viel herumgereist und, ja, wir unterstützten uns gegenseitig, aber nicht wirklich gezielt bzw. sehr bewusst. Es war einfach eine schöne Gruppe. Ich fühlte mich nicht einsam, das hat vielleicht geholfen. Ich kann mich natürlich an unsere Gespräche nicht mehr erinnern, aber wir sind bis heute sehr gute Freunde geblieben, wir sind immer noch in Kontakt. Das waren formative Freundschaften, die für das ganze Leben, so hoffe ich, bleiben werden. Es kann also tatsächlich sein, dass mir das auch geholfen hat, weil ich mich sicher und geborgen fühlte in diesem Freundeskreis. Zu dieser Zeit war es aus politischen Gründen recht schwierig, im ländlichen China zu reisen. Es brauchte überall Genehmigungen. Es war kompliziert und man musste sich oft mit der Polizei oder dem Militär herumschlagen. Das hat uns vielleicht noch mehr zusammengeschweisst. Wir sprachen alle Chinesisch, waren jung und frisch und hatten vor nichts Angst. Trotzdem waren diese Situationen manchmal ein bisschen verunsichernd. Weil wir aber zusammen gereist sind, konnten wir uns gegenseitig unterstützen und uns aufmuntern, wenn es ernst wurde. Ja, ich denke schon, dass das eine sehr wichtige Komponente war in diesem Jahr, diese



freundschaftlichen Beziehungen, die mir das Gefühl von zuhause und von Geborgenheit gaben.

TS

Du hast ja auch bei und zusammen mit Uighurinnen und Uighuren geforscht und kannst dies heute aus politischen Gründen nicht mehr tun. Wie ist das für dich?

AGNIESZKA JONIAK-LÜTHI

Zwischen 2011 und 2018 war ich insgesamt fast zwei Jahre in Xinjiang und habe da zu Infrastruktur-Bau geforscht sowie auch dazu, wie die neuen Infrastrukturen das Leben der Leute vor Ort verändern, oder eben nicht. Um in Xinjiang zu forschen, braucht man starke lokale Partnerinnen und Partner, und es hat sehr lange gedauert, diese Partnerschaften zu bilden. Ich habe sicher zwei Jahre daran gearbeitet, diese Partnerschaften aufzubauen. Zuerst musste ich die Leute, die offen für eine Zusammenarbeit mit einer Ausländerin waren, finden und dann das Vertrauen aufbauen – weil für die Forschenden in Xinjiang ist die Zusammenarbeit mit ausländischen Forschenden eine zusätzliche Belastung. Ausländerinnen und Ausländer dürfen in Xinjiang ohne offizielle Genehmigung nicht forschen. Und die offizielle Genehmigung bekommt man nur, wenn man einen offiziellen Forschungspartner an der Uni hat. Und dieser Partner bzw. die Partnerin ist dann für die ausländischen Forschenden zuständig. Wenn wir etwas falsch machen, ist diese Person zuständig. Wenn wir etwas machen, das der chinesischen Regierung nicht gefällt, ist diese Person zuständig. Das ist eine grosse Verantwortung. Und deshalb hat es sehr lange gedauert, bis ich wirklich Kontakte und Leute in Xinjiang gefunden habe, die das notwendige Vertrauen in mich hatten und meiner Bitte zugestimmt haben, mich administrativ zu unterstützen. Und ja, diese Menschen sind zu Freunden geworden. Das sind Personen, mit denen ich sehr viel Zeit verbracht habe. Sie haben mich in meiner Forschung unterstützt, wir sind zusammen gereist, die Doktorierenden an der Uni Xinjiang haben mich auch als Forschungsassistentinnen und -assistenten begleitet., Sie haben mir auch als Übersetzerinnen und Übersetzer geholfen, weil ich kein Uighurisch sprach, bzw. nur schlecht.

Wir haben sehr viel Zeit zusammen verbracht und es sind echte Freundschaften daraus entstanden. Und nun sind die meisten von ihnen weg! Sie sind entweder in Umerziehungslagern oder in Gefängnissen, oder ihre Familienmitglieder sind bzw. waren in Umerziehungslagern oder in den Gefängnissen. Das ist natürlich sehr traurig und belastend für mich. Sie sind natürlich nicht nur wegen der Zusammenarbeit mit mir in den Lagern. Es waren Leute, die international bekannt waren und mit mehreren ausländischen Forschenden gearbeitet hatten. Aber ich kann nicht ausschliessen, dass unsere Zusammenarbeit auch dazu beigetragen hat. Und ich kann nichts dagegen machen. Das Einzige, was ich tun kann, ist, in meinen Artikeln und Vorträgen über die Situation in Xinjiang zu berichten. Oder ich kann die uighurischen Organisationen im Ausland unterstützen, zum Beispiel mit Spenden. Das war es dann schon. Das ist so oberflächlich.

Da bleibt schon ein Gefühl von Ohnmacht. Wie geht man damit um? Man stellt sich natürlich sehr viele Fragen, ob das und jenes richtig war, ob ich richtig gehandelt habe. Ich frage mich, wie es den uighurischen Familien geht, bei denen ich gewohnt habe – ich habe absolut keine Möglichkeit nachzufragen. Das ist eine dramatische Situation, die mich auch viel vorsichtiger gemacht hat. Ich weiss nicht, ob ich je wieder so frisch drauflos forschen kann mit dieser



Erfahrung, die ich in Xinjiang gemacht habe. Diese ethischen Fragen, die waren natürlich schon während der Forschung in Xinjiang, die ich zusammen mit der Doktorandin in meinem Forschungsprojekt gemacht habe, sehr präsent. Wir haben schon damals viel darüber geredet und nachgedacht. Aber ja, ein ungutes Gefühl bleibt, dass wir vielleicht doch nicht alles Mögliche getan haben. Und wir fragen uns, ob es überhaupt ethisch vertretbar war, diese Forschung durchzuführen. Diese Fragen bleiben.

TS

Du hast also deswegen das Forschungsgebiet verlegt?

AGNIESZKA JONIAK-LÜTHI

Es hat damit zu tun. Zum ersten will ich im Moment überhaupt nicht zurück nach China. Ich unterstütze die politische Veränderung nicht, ich kann mich damit nicht identifizieren. Deshalb gehe ich im Moment nicht zurück. Andererseits ist es schlicht auch nicht möglich zur Zeit in Xinjiang zu forschen. Das sind die Hauptgründe, warum ich meinen Forschungsstandort nach Kirgistan verlegt habe. Kirgistan ist immer noch eine Demokratie – nicht eine Demokratie, wie wir sie aus der Schweiz kennen, aber es ist eine. Die Menschen haben wenig Angst, offen zu reden. Sie haben starke Meinungen und wenig Hemmungen, diese Meinungen zu äussern. Es forscht sich also sehr gut in Kirgisistan. Der dritte Grund ist, dass China sehr aktiv in Kirgistan ist. Es ist also so, dass ich jetzt sozusagen China von der anderen Seite der Grenze beobachte, aus dem näheren Ausland, und schaue, was aus China kommt: welche Investitionen, welche Menschen, welche Firmen, was ist die Strategie Chinas in den Nachbarländern, was tätigt China dort. Ich beschäftige mich also weiterhin mit China, aber aus einer anderen Perspektive, nicht mehr von innen, sondern ich beobachte es von aussen. So ein Perspektivenwechsel tut mir wissenschaftlich gut.

TS

Bietet die Sozialanthropologie Werkzeuge, Instrumente, Schlüssel, um die zukünftigen Forscherinnen auf solche Situationen vorzubereiten, die wir jetzt besprochen haben?

AGNIESZKA JONIAK-LÜTHI

Ich denke, die Anthropologie gibt uns gute Forschungsinstrumente. Die Methodologie in der Sozialanthropologie ist sehr gut reflektiert, vielleicht noch besser als in vielen andern Disziplinen. Wir reflektieren zum Beispiel über unsere eigene Rolle im Feld, d.h. welche Rolle ich als Person im Prozess des Datensammelns spiele, meine Überzeugungen, meine Hautfarbe, mein Geschlecht, mein Alter – das hat alles Einfluss darauf, mit welchen Leuten ich in Kontakt trete, wer mit mir reden will, mit wem ich Kontakte aufbauen kann und was die Natur dieser Kontakte ist. Darüber reflektieren wir in der Sozialanthropologie. Zu unseren Methoden gehört die teilnehmende Beobachtung und verschiedene Interviewtypen; wir führen auch Erhebungen durch. Uns ist es manchmal nicht bewusst, wie solid unsere Methodologie eigentlich ist, wir sind da etwas zu bescheiden.

Anders als Soziologinnen und Soziologen können wir keine statistischen Zahlen zeigen, wir können nicht sagen, ich habe 1000 Leute befragt, 80% der Befragten haben das gesagt und die anderen jenes. Solche Daten können wir nicht liefern. Aber dafür liefern wir ein differenziertes Wissen. Weil uns aber bewusst ist, wieviel wir noch nicht wissen, tendieren



wir zu Äusserungen wie: ‘ich weiss noch zu wenig’, ‘ich war noch nicht lange genug dort’, oder ‘diese Forschungsergebnisse sind nur meine ersten Überlegungen’. Man hört das so oft! Es wäre gut, etwas selbstsicherer aufzutreten. Wir wissen eigentlich sehr viel – wir nehmen es halt oft nicht als Wissen wahr. Während der Feldforschung erleben wir alle sehr viel – wir sammeln nicht nur die Texte der Interviews, wir erleben das Feld, die Situationen und die Spannungen mit dem eigenen Körper. Ich zum Beispiel bin sehr viel gereist, mit Bussen, mit Sammeltaxis, in privaten Autos und habe so Xinjiang, wo ich geforscht habe, auch mit meinem eigenen Körper erlebt, als Teilnehmende an vielen alltäglichen Situationen, die auch meine Forschungspartnerinnen und -partner erleben. Das ist auch Wissen. Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die sich nicht selber auf den Weg machen, können dieses Wissen nicht sammeln und so das, was ihnen erzählt wird, nur begrenzt kontextualisieren. Uns Anthropologinnen und Anthropologen ist es oft nicht bewusst, dass das wertvolle Wissen ist. Deshalb sind wir oft zu bescheiden. Ich finde, das muss sich unbedingt ändern.

(Musik im Podcast: Cui Jian «Wuneng de Liliang» und «Yi wu suo you»)

